

für 3 Jahre (?) waren nötig und auch gut angelegt, um die Gesamtgrundlagen des Projekts zu erstellen und das *Livre I* (4300 Verse, Bd. 2, 7–230) und die ersten neun Verse von *Livre II* samt lateinischer Glos sen (Bd. 2, 231–304) unter Einschluss aller Apparate und des Glossars zu edieren. Es wäre ein gutes Exempel auszurechnen, wieviel Zeit und wieviel Geld es benötigen dürfte, die ca. 72 000 Verse (Bd. 1, 7) des gesamten *Ovide moralisé* zu edieren. Sollte das – hoffentlich! – gelingen, dann würde eine vollendete Edition G. Gröber Lügen strafen, der vor langer Zeit einmal über den Autor des Werks urteilte, dieser »hofft, dass sein redseliges Werk nicht nur Ovids wegen, sondern auch wegen seiner in klarer, geschmeidiger Sprache dargelegten Erläuterungen so lange bestehen werde wie die Welt, hat aber jedenfalls nur zur Verewigung des vorchristlichen Dichters mitgeholfen, wie Jean de Meun u. a., die durch ihre Bewunderung der Renaissance vorarbeiteten« (GG² II,1, 746).

Franz Lebsanft, Bonn

Enrique E. Cortez: *Biografía y polémica. El Inca Garcilaso y el archivo colonial andino en el siglo XIX*. Madrid/Frankfurt a. M.: Iberoamericana/Vervuert 2018, 344 S. (Parecos y australes. Ensayos de Cultura de la Colonia, 22)

Die *Comentarios reales* (1609/17) des Inca Garcilaso de la Vega (1539–1616) wurden im Verlauf ihrer Rezeptionsgeschichte häufig als Dokument der inkaischen Geschichte verstanden und sie mussten als Steinbruch für unzählige historiografische Texte über die präkolumbische Geschichte des Andenraumes erhalten. Seine historiografische Legitimation gewinnt der Autor über seine Herkunft, denn als Sohn einer inkaischen Prinzessin ist er in die orale Tradition seiner Vorfahren eingebunden. In diesem Sinne werden die *Comentarios* zum Archiv,

das die mündliche Geschichtsüberlieferung überführt in einen Text, dessen Struktur europäischen Vertextungsverfahren renaszimentaler Historiografie folgt. Garcilaso hatte durch seinen Vater, einen spanischen Konquistadoren, Zugang zu humanistischer Bildung und nach seiner Einschiffung nach Spanien (1560) avancierte er mit seiner vielbeachteten Übersetzung der *Dialoghi d'amore* (1590) des León Hebreo zum ersten schreibenden Mestizen auf der iberischen Halbinsel.

Die oszillierende Fraktur des Autors – zwischen indigener und europäisch-humanistischer Prägung – sowie seines Werks – zwischen inkaischer Thematik und europäischer Texttradition – bleibt Ausgangspunkt diverser Debatten. Enrique Cortez widmet sich in seiner Studie den diskursbestimmenden Positionen etwa seit der Mitte des 19. Jh., jene Zeit nach der Unabhängigkeit also, in der in der jungen Republik Peru verschiedene Möglichkeiten des Umgangs mit der kolonialen und indigenen Vergangenheit postuliert wurden. Diese das »archivo colonial« betreffenden *nation building*-Diskurse wurden zunächst von nicht peruanischen Intellektuellen stimuliert, namentlich William Prescott und George Ticknor in Boston sowie Menéndez Pelayo in Madrid.

Cortez zeigt mit seiner Analyse dieses transatlantischen Dreiecks, dass die historiografische Autorität Garcilasos im besprochenen Zeitraum brüchig wird, und zwar unter Bewertung der Biografie des Autors. Es werden damit die Mechanismen offen gelegt, mit denen im 19. Jh. »proyectos de hegemonía cultural de orden poscolonial y transnacional« (164) vorgenommen werden. Prescott (1847) attestiert dem Mestizen eine kongeniale Fabulierkunst, denn er wertet die indigene Herkunft des Inca Garcilaso als eine »fuente de fabulaciones e imaginación irracional, propio de un estado incipiente de civilización« (72). Prescotts problematische Einstufung als »fabuloso y crédulo en demasía por su condición indígena« (74) wird von Ticknor (1849) nicht geteilt, denn

er misst dem Werk des Inca Garcilaso nur einen minderwertigen literarischen und keinen historiografischen Wert bei. Da Ticknor die *Comentarios* aber in seiner spanischen Literaturgeschichte bespricht, so Cortez, erfahren sie dennoch eine gewisse Neubewertung, an die nun Menéndez Pelayo (1894/1905) anknüpft, der sogar von einem »acontecimiento fundacional de la ideología hispanista« (116) spricht. Diesen Superlativ ermöglicht der europäische Blick Menéndez Pelayos, der in Garcilaso allein den Humanisten wahrnimmt. Für ihn ist die Übersetzung der *Dialoghi* der Höhepunkt neuplatonischer Tradition auf der Iberischen Halbinsel und die *Comentarios* stuft er als Gründungstext der hispanischen »novela utópica« (17) ein. Unter geflissentlicher Ausblendung der politischen Dimensionen, die die *Comentarios* vor allem im Jh. vor der Unabhängigkeit Perus entfaltet haben – als mit dem Aufstand des Túpac Amaru (ab 1780) ein erster Schritt in Richtung Unabhängigkeit gegangen wurde und die *Comentarios*, sozusagen das Manifest dieser Bewegung, auf den Index gesetzt wurden – erlaubt Menéndez Pelayos eurozentristischer Blick, sich die kolonialzeitliche Literatur im Dienste eines *hispanismo* anzueignen: Garcilasos Text sei zwar amerikanisch, aber nur insofern sich in ihm das europäische Erbe in einer amerikanisierten Form zeige. Seine ideologische Lektüre kolonialzeitlicher Literatur sucht nach der »afiliación« mit der griechisch-lateinischen und christlichen Tradition und ist daher vielmehr ein Beitrag zum spanischen Nationaldiskurs und dessen aneignenden Umgang mit dem amerikanischen Archiv (118). Menéndez Pelayo artikuliert einen kulturellen Hegemonialanspruch zu eben jener Zeit, in der Spanien in wirtschaftlicher Hinsicht gegenüber seinen ehemaligen Kolonien das Nachsehen haben musste und zudem die imperialistischen Bestrebungen der USA immer deutlicher als eine Gefahr für Spaniens letzte Kolonien an den Tag traten. Der problematische, selektive und aneignende Umgang mit kolonial-

zeitlichen Texten bei Prescott, Ticknor und Menéndez Pelayo wurde von den führenden Intellektuellen in Peru wahrgenommen. Obwohl unter anderen Vorzeichen und in andere Stoßrichtungen, wurde dennoch auch dort etwa ab der Jahrhundertmitte die historiografische Autorität Garcilasos angezweifelt.

Die Klassifizierung der Chronikliteratur als Wissensspeicher wurde zunächst von der sich herausbildenden Disziplin der Archäologie angezweifelt. Für die Nationalarchäologen Rivero und Tschudi (1851) widersprach Garcilasos Text – dem sie allein mehr einen autobiografischen Wert zuschrieben – zum einen dem Gebot der wissenschaftlichen Unparteilichkeit und zum anderen postulierten sie ein Supremat materieller Quellen (archäologische Funde, Artefakte), um die Vergangenheit objektiv studieren zu können. Dieser Nichtbeachtung kolonialzeitlicher Texte stand eine eher unkritisch kompilatorische Tendenz gegenüber, die sich vor allem in umfangreichen Editionsprojekten kolonialzeitlicher, auch bisher nicht edierter Texte äußerte und es sich zum Ziel gesetzt hatte, einen kapitalen Beitrag zur Herausbildung eines »nuevo archivo textual« (182) zu leisten. Dieses würde in Zukunft als (materielles) Archiv für das Studium der Kolonialzeit dienen und eine historische Kontinuität im Sinne einer nationalen Geschichte bezeugen. Der Historiograph González de la Rosa stuft Garcilasos Werk hingegen als Plagiat ein, habe der Autor seinen Text doch auf Basis von Dokumenten des Blas Valera verfasst. Daran anschließend entwirft Riva Agüero das Projekt einer durch das Mestizentum geprägten peruanischen Nationalidentität, dessen Urvater der Inca Garcilaso ist, weil er in Biografie und Werk dem kosmopolitischen Anspruch Riva Agüeros genügt, der Garcilaso als Verkörperung einer idealen Verbindung aus inkaischem und spanisch-europäischem Erbe sieht. Spätestens nach dem Pazifischen Krieg (1879–84), so zeigt Cortez auf, harmonisierten sich die vielfältigen Diskurse über

die indigene und koloniale Vergangenheit und es wurde ein nationaler Konsens darüber gefunden, dass die Zeit vor der Unabhängigkeit Teil der nationalen Geschichte und des Nationenprojektes sei.

Cortez nähert sich den Texten auf Basis eines Archivbegriffs, der weder ausschließlich als ein real existenter Raum/Ort noch im Sinne einer Akkumulation von Dokumenten gedacht ist, sondern auf Foucault zurückgehend als ein »sistema de enunciables« (34), als eine »práctica que posibilita la producción de enunciados y establece las reglas de un decir autorizado« (34). Der Begriff des Archivs wird also verstanden als die Herausformung und Konsolidierung von Redemöglichkeiten und -positionen, die im besprochenen Fall vor allem im vielstimmigen und spannungsreichen Umgang mit den Kulturprodukten der kolonialen und inkaischen Vergangenheit sichtbar werden und vornehmlich in der Zeit des *nation building* (kultur-)politisches Potenzial entfalten. Cortez grenzt sich mit seinem diskurstheoretischen Begriff vom homogenen Archivbegriff eines González Echevarría ab – dessen »archivo colonial« ist juristisch definiert und wird als Manifestation des imperialen Macht- und Verwaltungsdiskurses verstanden – und benennt zwei Tendenzen, nämlich die im 19. Jh. emergenten Redepositionen der *criollos* und der Indigenen. Erstere zielen auf Machterhalt ab, letztere auf den Einbezug des indigenen Erbes in den Prozess der nationalen Identitätskonstruktion. So stuft Cortez das Werk des Inca Garcilaso als ein die indigene Tradition gründendes Textarchiv (»texto archivo«) ein, da in ihm das orale Gedächtnis der Inka, Augenzeugenberichte und Informationen zur Ikonografie der Inka gespeichert werden. Weil in diachroner Hinsicht die Texte von Garcilaso seit ihrer Publikation nun zum Dreh- und Angelpunkt des (textuellen) Archivs wurden – wie an den diskursbestimmenden Positionen des 19. Jh. aufgezeigt –, steigt Garcilaso zum »arconte fundante de la tendencia indígena

del archivo colonial andino« (50) auf. Diejenigen also, die sich mit den Archivtexten Garcilasos beschäftigen, avancieren selbst zu Archivaren und ermöglichen durch ihren jeweils aktualisierenden Umgang mit dem Textarchiv erweiterte Sagbarmachung vieltimmiger Positionen. Der »arconte« wird zur subjektiven Ordnungsinstanz. Im Falle Garcilasos zeigt sich dies an der melancholisch-nostalgischen Darstellung der Vergangenheit sowie an den expliziten Interpretationen inkaischer Ikonographie.

Mit seiner minutiösen und detailreichen Studie zeichnet Enrique Cortez die Debatten des 19. Jh. nach, an denen sich die Aneignung, Selektion und Ablehnung der indigenen und kolonialen Vergangenheit ablesen lassen. Die für Cortez' Studie zentrale indigene Inanspruchnahme des Archivs entwickelt Artikulationsmöglichkeiten für subversive, den imperialen und den *criollo*-Diskurs unterlaufende Positionen, die sich spätestens mit dem Indigenismus des 20. Jh. auch realpolitisch Gehör verschaffen. Eine gründlichere theoretische Fundierung des Archivbegriffs und dessen engere Verzahnung mit den diskursanalytischen Thesen von Cortez könnten die Argumentation noch deutlicher hervortreten lassen.

Dirk Brunke, Bochum

Pierre Glaudes/Éléonore Reverzy (Hg.): *Relire Le Cousin Pons*. Paris: Classiques Garnier 2018, 328 S. (Rencontres, 392)

Das Beste an dem 2018 erschienenen Sammelband zu Balzacs spätem Roman sei der Titel: *Relire Le Cousin Pons*. So beschließt der Rezensent und *balzacien* Patrick Berthier in den *Studi francesi* seine Besprechung des auch hier zur Rezension vorliegenden Bandes (Patrick Berthier: »*Relire Le Cousin Pons*, dir. Pierre Glaudes et Éléonore Reverzy, Paris, Classiques Garnier, 2018, 328 p.«. In: *Studi francesi* 189 [2019], 587 f.).